



© Bogenberger Autorenfotos

Benedict Wells – Germany

Vom Ende der Einsamkeit (2016)

On the End of Loneliness

Publishing House **Diogenes**

Biography

Benedict Wells was born in 1984 in Munich. At the age of six, he started his journey through three Bavarian boarding schools. Upon graduating school in 2003, he moved to Berlin. There he decided against an academic education and instead started to dedicate his time to writing. In order to pay for his living expenses, he worked in several side jobs. In 2008, he published his critically acclaimed debut novel *Becks letzter Sommer* which gained him the Bayerischer Kunstförderpreis, a Bavarian arts and literature prize. The novel was adapted into a feature film and released to cinemas in 2015. His third novel *Fast genial* became very popular with readers and ended up spending several months in the German book charts. After years of living in Barcelona, Wells has recently returned to Berlin.

Synopsis

“A troubled childhood is like an invisible enemy: you never know when it is going to strike.” Although being fundamentally different, Jules and his siblings Marty and Liz have all been shaped by a tragic event in their childhood: growing up in a sheltered family home, they lost their parents in an accident. Although subsequently sent off to the same boarding school, the siblings each make their own way in life and over time become estranged and lose touch. Notably, the once so confident Jules slowly retreats into an imaginary world. His only friend is the mysterious Alva, but it will take him years to discover what she means to him and what she has been hiding from him all these years. As adults, Alva and Jules meet again and for a moment it seems as if they could make up for lost time. Then, however, they are caught up by their past... A heartfelt novel which deals with overcoming loss and loneliness, and addresses the difficult question of which characteristics are so intrinsically linked to a person that, no matter how their life develops, they will remain unchanged. But, above all, this is a great love story.

Vom Ende der Einsamkeit

Benedict Wells

Das Heim, in das meine Geschwister und ich nach dem Tod unserer Eltern kamen, war keine dieser elitären Einrichtungen mit Tennisplätzen, Hockeyfeldern und Töpfereien, die uns anfangs vielleicht vorschwebten, sondern ein billiges staatliches Internat auf dem Land, bestehend aus zwei grauen Gebäuden und einer Mensa, alles auf dem Gelände des örtlichen Gymnasiums. Morgens gingen wir mit den Landkindern zur Schule, die Nachmittage und Abende verbrachten wir auf unseren Zimmern, am See oder auf dem Fußballplatz. Man gewöhnte sich an dieses Kasernenleben, dennoch konnte es auch noch nach Jahren deprimierend sein, wenn die externen Mitschüler nach dem Unterricht zu ihren Familien durften, während man selbst wie ein Gefangener auf dem Heimgelände zurückblieb und sich fühlte, als habe man einen Makel. Die spartanischen Zimmer teilte man mit Fremden, die manchmal zu Freunden wurden. Nach einem Jahr musste man wieder umziehen. Schwierig, sein ganzes Leben auf so wenig Zeit und Raum ausbreiten zu müssen, es gab viel Streit, aber auch nächtelange Unterhaltungen. Ganz selten sprachen wir über wirklich wichtige Dinge, Dinge, die wir bei Tageslicht nie wiederholt hätten, meistens jedoch redeten wir nur über Lehrer oder Mädchen.

»Hat sie heute beim Essen wieder zu mir hergesehen?«, oder: »Wie, die kennst du nicht? Verdammt, Moreau, das ist die Schönste an der ganzen scheiß Schule.«

Viele Heimschüler waren zu Hause schon einmal auffällig geworden oder durchgefallen, manche hatten Drogen genommen. Hin und wieder wurden auch besonders kriminelle

Exemplare wie Strandgut ins Internat gespült, das als staatliche Einrichtung dazu verpflichtet war, nahezu jeden aufzunehmen. Dem gegenüber stand die fassungslose Dorfjugend, die mit ansehen musste, wie die Verrückten aus der Stadt in ihre Idylle einfielen. »Bist du auch aus dem *Heim*?«, fragten sie einen dann, wobei mit »Heim« weniger Internat als Irrenanstalt gemeint war. Beim Essen schlangen wir alles in uns hinein, es gab nie genug. In uns ein Hunger, der nie ganz gestillt werden konnte. Dafür gab es im Heim ein ständiges Grundrauschen von Gerüchten, es wurde genau registriert, wer mit wem sprach, welche Freundschaften entstanden und wer bei den Mädchen hoch im Kurs stand. Nicht jede Veränderung wurde gebilligt. Es gab neue Klamotten, die von ihrem Besitzer erst stolz vorgeführt wurden und dann schnell wieder im Schrank verschwanden, wenn sie keinen Anklang gefunden hatten. Manche Heimschüler versuchten, sich über die Sommerferien ein neues Image zuzulegen, sie kamen von zu Hause mit frischem Selbstbewusstsein, aber die meisten von ihnen waren bereits nach wenigen Tagen wieder die Alten. Man war und blieb der, für den die anderen einen hielten.

Während ich mich in den Jahren davor im Innersten sicher gefühlt hatte, gab es nun Momente, in denen ich bemerkte, wie mattes Abendlicht in einen schummrigen Flur fiel oder wie die Bäume in der Dämmerung einen gespenstischen Schatten über die Landschaft breiteten, und dann zog sich plötzlich etwas in mir zusammen. Dass ich auf einem Planeten war, der mit unglaublicher Geschwindigkeit durchs All schoss, kam mir ebenso erschreckend vor wie der neue, verstörende Gedanke, dass es unvermeidlich war zu sterben. Wie ein sich ausbreitender Riss nahmen meine Ängste zu. Ich begann, mich vor dem Dunkeln zu fürchten, vor dem Tod, vor der Ewigkeit. Diese Gedanken trieben einen Stachel in meine

Welt, und je häufiger ich über all das nachdachte, desto mehr entfernte ich mich von meinen oft unbeschwerten, gutgelaunten Mitschülern. Ich war allein. Und dann traf ich Alva.

*

In den ersten Tagen an der neuen Schule machte ich im Unterricht einen Witz. In meiner alten Klasse war so etwas von mir erwartet worden, doch schon während ich auf die Pointe zusteuerte, wurde mir klar, dass es hier nicht mehr funktionieren würde. Ich blickte in die fremden Gesichter meiner Mitschüler und spürte, dass mein Selbstbewusstsein verschwunden war, und am Ende lachte niemand. Damit war meine Rolle besiegelt. Ich war der seltsame neue Junge, der nicht dar auf achtete, was er morgens anzog, und der aus Nervosität anfang, einzelne Wörter zu verdrehen: zum Beispiel »lostenkos« statt »kostenlos«. Um nicht zum Gespött der Klasse zu werden, sagte ich deshalb kaum noch etwas, und so saß ich isoliert in der letzten Bank. Bis sich nach Wochen ein Mädchen neben mich setzte.

Alva hatte kupferrote Haare und trug eine Hornbrille. Ein auf den ersten Blick anmutiges, schüchternes Landkind, das die Einträge an der Tafel mit verschiedenen Buntstiften in seine Hefte eintrug. Und doch ging noch etwas anderes von ihr aus. Es gab Tage, da schien Alva die anderen Kinder bewusst zu meiden. Dann blickte sie düster aus dem Fenster, vollkommen abwesend. Ich wusste nicht, warum sie neben mir sitzen wollte, wir sprachen kein Wort. Ihre Freundinnen kicherten, wenn sie zu uns sahen, und zwei Wochen später saß ich auch schon wieder allein in der Ecke. So überraschend, wie sie gekommen war, hatte sich Alva weggesetzt.

Seitdem sah ich im Unterricht oft zu ihr rüber. Wenn sie an der Tafel abgefragt wurde, beobachtete ich, wie sie unsicher vorne stand und die Hände hinter dem Rücken verschränkte. Ich lauschte ihrer sanften Stimme und starrte auf ihre roten Haare, auf die Brille, auf ihre weiße Haut und ihr hübsches blasses Gesicht. Vor allem aber mochte ich ihre Vorderzähne, von denen einer leicht abstand. Alva versuchte, beim Reden den Mund nicht zu weit zu öffnen, damit es keiner sah, und wenn sie lachte, hielt sie sich die Hand davor. Doch manchmal lächelte sie; dann hatte sie nicht aufgepasst, und man sah den schiefen Schneidezahn, und das liebte ich ganz besonders. Mein ganzer Lebensinhalt bestand darin, ihr über mehrere Bänke hinweg Blicke zuzuwerfen, und wenn sie endlich zurücksah, schaute ich verschämt weg und war glücklich.

Einige Monate später gab es jedoch einen Vorfall. Es war ein schwüler Sommertag, und wir durften in der letzten Stunde ein Video ansehen, eine Erich-Kästner-Verfilmung. Alva weinte mitten im Film. Sie saß zusammengekauert auf ihrem Platz, ihre Schultern bebten, schließlich entfuhr ihr ein Schluchzer. Auch die anderen Schüler wurden nun auf sie aufmerksam. Hastig stoppte die Lehrerin das Video – bei einer Szene, die in einem Ferienlager spielte – und ging zu ihr. Als die beiden das Klassenzimmer verließen, erhaschte ich einen Blick auf Alvas gerötetes Gesicht. Ich glaube, wir waren alle erschrocken, aber es gab kaum Gerede. Nur einer sagte, dass Alvas Vater nie zum Elternsprechtag käme und überhaupt seltsam sei, vielleicht habe es damit etwas zu tun. Ich habe oft an diese Bemerkung gedacht, aber ich habe Alva nie dar auf angesprochen. Was auch immer es war – ihr Leid musste sich im Verborgenen abgespielt haben und wurde seither gut von ihr gehütet.

Ein paar Tage danach ging ich nach der Schule allein in Richtung Heim.

»Jules, warte!« Alva zog an meinem Hemd, bis ich mich umdrehte. Sie begleitete mich zum Internatseingang.

»Was machst du jetzt?«, fragte sie, als wir unschlüssig vor der Tür standen. Sie sprach immer sehr leise, so dass man sich zu ihr vorbeugen musste. Obwohl sie eine Externe war und zu Hause wohnte, schien sie nur ungern heimzugehen.

Ich betrachtete den bewölkten Himmel. »Weiß nicht... Musik hören wahrscheinlich.«

Sie sah mich nicht an und wurde rot.

»Willst du mithören?«, fragte ich, und sie nickte.

Zu meiner Erleichterung waren meine Mitschüler nicht im Zimmer. Von meiner Mutter hatte ich den Plattenspieler und ihre Sammlung geerbt, knapp hundert Alben, von Marvin Gaye, Eartha Kitt, Fleetwood Mac oder John Coltrane.

Ich legte *Pink Moon* von Nick Drake auf, eines der Lieblingsalben meiner Mutter. Früher hatte ich mich kaum für Musik interessiert, nun war es jedes Mal ein Glücksmoment, wenn die Nadel knisternd auf dem Vinyl aufsetzte.

Alva war hochkonzentriert und veränderte beim Zuhören kaum ihre Miene. »Gefällt mir sehr gut«, sagte sie. Seltsamerweise hatte sie sich nicht auf einen Stuhl, sondern auf meinen Schreibtisch gesetzt. Sie nahm ein Buch aus ihrem Rucksack und begann wortlos darin zu lesen, als wäre sie in meinem Zimmer zu Hause. Es gefiel mir, dass sie sich in meiner Nähe so wohl fühlte. Die Nachmittagssonne brach durch die Wolken und ließ das Zimmer in cognacfarbenem Licht leuchten.

»Was liest du da?«, fragte ich nach einer Weile. »Ist es gut?«

»M-hm.« Alva nickte und zeigte mir den Titel: *Wer die Nachtigall stört...* von Harper Lee. Sie war elf wie ich. Ich beobachtete wieder, wie sie im Text versank. Ihre Augen rasten die Zeilen entlang, von links nach rechts und wieder zurück, unablässig.

Schließlich klappte sie das Buch zu und inspizierte meine Sachen. Ein seltsames Wesen, das sich zu mir ins Zimmer verirrt hatte und neugierig die Spider-Man-Comics und Kameras studierte, die in meinem Regal standen. Sie nahm erst die Mamiya in die Hand, dann die neueren Modelle, mit denen mein Vater in seinen letzten Jahren oft fotografiert hatte. Sie berührte alle Gegenstände bewusst, als wolle sie sichergehen, dass sie auch real seien.

»Ich hab dich nie fotografieren sehen.«

Ich zuckte mit den Schultern. Alva griff nach einem Familienfoto, auf dem meine Mutter und mein Vater zu sehen waren.

»Deine Eltern sind tot.«

Dieser Satz überraschte mich, ich glaube, ich stellte sogar augenblicklich die Musik aus. Seit ich auf dem Internat war, hatte ich niemandem davon erzählt. »Wie kommst du dar auf?«, fragte ich.

»Ich hab eine Erzieherin gefragt.«

»Warum?«

Sie antwortete nicht.

»Ja, sie sind vor einem halben Jahr gestorben.« Es war, als müsste ich für jedes Wort einen Spaten in einen gefrorenen Acker rammen.

Alva nickte und sah mir lange in die Augen, ungewöhnlich lange, und ich werde nie vergessen, wie wir dabei einen Blick in die innere Welt des anderen werfen konnten. Für einen kurzen Moment sah ich den Schmerz, der sich hinter ihren Worten und Gesten verbarg, und sie erahnte im Gegenzug, was ich tief in mir bewahrte. Doch wir gingen nicht weiter. Wir blieben jeweils an der Schwelle des anderen stehen und stellten einander keine Fragen.

On the End of Loneliness

Benedict Wells

Translated from the German by Katy Derbyshire

The home my siblings and I were sent to after our parents' death was not one of the elite boarding schools we might have imagined to begin with, complete with tennis courts, hockey pitches and pottery studios. It was a cheap state-run institution in the countryside, consisting of two grey buildings and a canteen, all on the grounds of the local grammar school. We went to school with the country kids in the mornings and we spent the afternoons and evenings in our rooms, by the lake or on the football pitch. You got used to the barracked life, but even after years it could still be depressing when the day pupils went home to their families after class while you had to stay behind in the home like a prisoner, feeling like you had some kind of defect. You shared a spartan room with strangers who sometimes became friends. You had to change rooms at the end of each year. It was difficult to restrict your whole life to so little time and space; we had plenty of arguments but there were also conversations that went on for nights on end. Very occasionally, we'd talk about really important things, things we'd never have repeated by daylight, but mostly all we talked about was teachers and girls.

'Did she look over at me at dinner?' or, 'What, you don't know her? Jesus, Moreau, she's the best-looking girl in the whole bloody school.'

A lot of the boarders had had issues at home or failed at another school; some had taken drugs. Now and then, particularly criminal cases washed up at the boarding school

like flotsam and jetsam. As a state institution, it was obliged to take in almost anyone. The local kids looked on in bewilderment as the crazies invaded their idyllic village. ‘Are you from the *home*?’ they’d ask, the word ‘home’ meaning more lunatic asylum than boarding school. At mealtimes we wolfed down all that we could; it was never enough. There was a hunger inside us that could never quite be satisfied. There were rumours in plenty, though; a constant white noise of gossip, registering precisely who spoke to whom, what friendships came about and who was popular with the girls. Not every change was approved of. There were new clothes shown off proudly by their owners and then banished to the back of wardrobes if they hadn’t gone down well. Some boarders tried to cultivate a new image over the summer holidays, returning from home with fresh confidence, but most of them went back to their old selves in a matter of days. You were only ever the person other people thought you were.

While I had felt secure in my innermost self over the previous years, now there were moments when I noticed matte evening light falling into a dingy corridor or the trees spreading a ghostly shadow over the land in the dusk, and then something suddenly cinched together inside me. The thought that I was on a planet shooting through space at incredible speed was as shocking to me as the new, disturbing realisation that dying was inevitable. My fears grew like a spreading fissure. I began to be afraid of the dark, afraid of death, afraid of eternity. These thoughts drove a thorn into my world and the more often I dwelt on it all, the more I grew apart from my often untroubled, cheerful classmates. I was alone. And then I met Alva.

*

In the first few days at the new school, I made a joke in class. At my old school that had been expected of me, but even as I steered towards the punchline it became clear that it wouldn't work here. I looked at the unfamiliar faces of my classmates and realised that my confidence had evaporated, and at the end of the joke no one laughed. That sealed my role. I was the odd new boy who didn't care what clothes he put on in the morning and who got his words twisted when he was nervous: 'farecree' would come out instead of 'carefree', for example. So I barely said a word so as not to end up the laughing stock of the class, and sat isolated in the back row. Until a girl sat down next to me, six weeks later.

Alva had copper-coloured hair and horn-rimmed glasses. At first glance a shy, graceful country child who copied down the notes on the board using different coloured pencils. And yet there was something else about her. There were days when Alva seemed deliberately to avoid the other children. Then she'd stare darkly out of the window, entirely absent. I didn't know why she wanted to sit next to me; we didn't speak a word to each other. Her friends giggled when they looked back at us, and two weeks later I was on my own in the corner again. As surprisingly as she'd arrived, Alva had moved to another seat.

From then on I often looked over at her in class. When the teacher called her up to the front I watched her standing uneasily by the board, her hands behind her back. I listened to her gentle voice and stared at her red hair, her glasses, her white skin and her pretty, pale face. What I liked most of all, though, was her front teeth, one of which was slightly askew. Alva tried not to open her mouth too wide when she spoke so that no one would see it, and she held a hand in front of it when she laughed. But sometimes she'd smile; then she didn't pay attention and you could see her wonky incisor,

and I loved that. My entire life consisted of casting glances at her across the classroom, and when she finally looked back I would look away, shamefaced and happy.

A few months later, though, there was an incident. It was a muggy summer day and the teacher in our last class let us watch a video, an adaptation of a book by Erich Kästner. Alva started crying in the middle of the film. She sat huddled on her seat, her shoulders quaking, and eventually emitted a sob. The other kids noticed her then as well. The teacher hastily stopped the video – on a scene in a holiday camp – and rushed over to her. As the two of them left the classroom, I caught a glance of Alva’s reddened face. I think we were all shocked but hardly anyone said anything. Only one person commented, saying Alva’s father never came to parents’ evenings and was a strange man; maybe that had something to do with it. I often thought of that comment but I never mentioned it to Alva. Whatever it was, her suffering must have played out under cover and she kept it a secret from then on.

A few days later, I was walking from the school building to the home.

‘Jules, wait!’ Alva tugged at my shirt until I turned around. She walked with me to the entrance to the boarding section.

‘What are you doing now?’ she asked as we stood uncertainly outside the door. She always spoke very quietly, meaning you had to lean down towards her. Even though she was a day pupil and lived with her parents, she seemed not to want to go home.

I looked at the clouded sky. ‘Don’t know... Probably listen to music.’

She didn’t look at me but she blushed.

‘Do you want to come with me?’ I asked, and she nodded.

To my relief, my roommates weren't in. I had inherited my mother's record player and music collection, about 100 albums: Marvin Gaye, Eartha Kitt, Fleetwood Mac and John Coltrane.

I put on Nick Drake's *Pink Moon*, one of my mother's favourite records. I'd hardly been interested in music before but now I had a moment of happiness every time the needle touched the vinyl with that crackle.

Alva listened with intense concentration, her expression barely changing. 'I like it a lot,' she said. Strangely, she hadn't sat down on a chair but on my desk. She took a book out of her backpack and began reading it wordlessly, as though she were at home in my room. I was pleased she felt so comfortable around me. The afternoon sun broke through the clouds and bathed the room in cognac-coloured light.

'What are you reading?' I asked after a while. 'Is it good?'

'M-hm.' Alva nodded and showed me the cover: *To Kill a Mockingbird* by Harper Lee. She was 11, like me. I went on watching her immersed in her reading. Her eyes raced along the lines, left to right and then back again, incessantly.

Eventually she closed the book and inspected my belongings. A strange being that had found its way accidentally to my room and studied the Spider Man comics and cameras on my shelf with interest. She picked up first the Mamiya and then the newer models my father had often used in the last years of his life. She touched all the objects deliberately, as though wanting to make certain they were real.

'I've never seen you taking photos.'

I shrugged. Alva reached for a family photo showing my mother and father.

'Your parents are dead.'

That sentence surprised me; I think I even turned off the music instantaneously. I hadn't told anyone anything about it since I'd been at the home. 'Why do you think that?' I asked.

'I asked a teacher.'

'Why?'

She didn't answer.

'Yes, they died six months ago.' It was as though I had to ram a spade into frozen ground for every word.

Alva nodded and looked me in the eye for a long time, an unusually long time, and I'll never forget the way we were able to cast a glance at each other's inner worlds. For a brief moment I saw the pain hidden behind her words and gestures and she got an idea in return of what I kept deep inside me. But we didn't go any further. Each of us stayed on the other's threshold and we asked no questions of one another.



EUROPEAN UNION
PRIZE FOR LITERATURE

2016

Benedict Wells – Germany

Vom Ende der Einsamkeit

On the End of Loneliness

368 pp, 2016

Rights sold to (*Last Update – March 2016*):

israel : Hakibbutz Hameudad

Italy : Salani

Publishing House **Diogenes Verlag AG**

Sprecherstrasse 8 – 8032 Zurich – Switzerland

Tel. +41 44 254 85 11

www.diogenes.ch

Contact: Publishing House – info@diogenes.ch

Rights Agent: Thomas Hoelzl – thomas.hoelzl@agentur-eggerts.de

ISBN: 978-3-257-06958-7

EUPL / FEP-FEE – Rue Montoyer, 31 – B-1000 Brussels – T. +32 (0)2 770.11.10

info@euprizeliterature.eu – www.euprizeliterature.eu



Creative
Europe



European and
International
Booksellers
Federation

